

# Originaldokument

## Was kostet die Zeit?

© Verlag C.H.Beck

Drei Wörter der englischen Sprache mit zusammen vier Silben haben im Jahre 1748 dem amerikanischen Buchdrucker und Selfmademan Benjamin Franklin ausgereicht, um eine Maxime zu formulieren, die alsbald ihren Weg um die Welt angetreten und der Welt Beine gemacht hat: «Zeit ist Geld» (*Remember that time is money*).<sup>1</sup> Das ist nun einer jener metaphysischen Sätze, die wie Gleichungen daherkommen wie zum Beispiel auch: «Wissen ist Macht», «Genie ist Irrsinn», «Eigentum ist Diebstahl», «Ak-kord ist Mord». Wir können sie als Metaphern mit beschränkter Haftung ansehen, da sie bestenfalls in der einen oder anderen Hinsicht stimmen, in jeder denkbaren Hinsicht stimmen sie nie. Doch selbst mit einem solchen Mangel behaftet, können diese keck formulierten Metaphern dem Nachdenken von einigem Nutzen sein. Sie sind nämlich mindestens dazu gut, daß sie zu allerhand Fragen anstiften können, die nicht ohne weiteres auf der Hand liegen, zum Beispiel diese: Na, was kostet sie denn, die Zeit?<sup>2</sup>

Auf diese Frage will ich als erstes eine Antwort geben, die sich am altehrwürdigen Glaubensbestand der Christenheit orientiert. Ich will nämlich nach frommem Christenglauben die Lebenszeit als *donum Dei* ansehen, als Gottesgabe also, wie selbst der fromme Heide Goethe sie einmal genannt hat. Als Gottesgabe ist die Zeit zweifellos ein unendlich kostbares Gut. Sie ist ja, was allerdings diesseitigem Verständnis kaum zu vermitteln ist, eine kleines Stück von Gottes Ewigkeit, eine vage Ahnung seiner Unendlichkeit. Doch klingt diese Rede erbaulicher, als sie nach theologischem Verständnis aufzufassen ist. Sie ist nämlich von den Theologen durchaus ökonomisch gemeint, heilsökonomisch, wenn man so will. Denn jener Augenblick der Ewigkeit, den wir Zeitlichkeit nennen, wird zwar bei der

Geburt gratis verliehen, ist den Menschenkindern jedoch auf Treu und Glauben überlassen, anders ausgedrückt auf Kredit. Am Ende des irdischen Daseins muß dieses Stäubchen Lebenszeit doch in die Valuta Ewigkeit rückgetauscht werden, und zwar – mit einer theologisch höchst strengen Alternative – entweder in eine unendlich gute oder eine unendlich schlechte Ewigkeit. Das ist der unvorstellbar hohe Preis, der nach altem Christenglauben für die Gottesgabe der Menschenzeit gezahlt werden muß, aber vorläufig noch nicht, sondern erst wenn dereinst, zu unbekannter Stunde, die Sanduhr abgelaufen ist.

Kann wohl jedermann diesen Preis bezahlen? Das ist eine Besorgnis, die viele fromme Denker und nicht wenige Autoren unserer Literatur in ihren Schriften und Gedichten bewegt hat. Für Hugo von Hofmannsthals Salzburger Jedermann zum Beispiel muß wohl angenommen werden, daß er die zeitliche Schuld, die er bis nahe an sein Ende auf sich geladen hat, schwerlich an die Ewigkeit zurückzahlen könnte, wenn er nicht zu seinen Gunsten in Christus einen mächtigen Mitzahler hätte, von dem der Autor gegen Ende seines modernen Mysterienspiels schreibt:<sup>3</sup>

Gott hat geworfen in die Schal  
sein Opfertod und Marterqual  
und jedermannes Schuldigkeit  
vorausbezahlt in Ewigkeit.

Die hier andeutungsweise skizzierte Heilsrechnung wird wie in einem Zerrspiegel bestätigt von zwei anderen und sehr großen Autoren der deutschen Literatur, Goethe und Thomas Mann. Bei Goethe stellt sich für seinen Doktor Faust die Frage, ob es nicht doch für die allzu kurze Zeit seines Menschenlebens, und sei es mit des Teufels Hilfe, einen Ausweg gibt, um der Umklammerung durch die Ewigkeit zu entkommen. Das sind einige der Gedanken, die den Italienreisenden Goethe zur Zeit seiner Lebensmitte auch in Rom nicht losgelassen haben, während er diese kostbare «Auszeit» zugleich als wunderbare Verjüngung seiner Existenz als Mensch und Dichter erlebte. Und sogleich hat er diese Erfahrung zu Papier gebracht, und zwar in der einzigen Szene seines Faust-Dramas, die er in Rom geschrieben hat: der Hexenküche. In dieser Szene wird dem alternden Doktor Faust ein magischer Trank verabreicht, der nach Mephistos Rezeptur aus eingekochter und alchimistisch eingedickter Zeit besteht. Dieses

Konzentrat bringt dem Patienten tatsächlich die ersehnte Verjüngung ein, und zwar als Zeitzuwachs von genau dreißig Jahren, der Zeitmenge einer Generation. Wenig schert es Faust beim Abschluß dieses Handels, daß er am Ende seines Lebens, als auch dieser Bonus verbraucht ist, sein Zeitkonto gleichwohl, wie unter Christenmenschen üblich, in Ewigkeitsvaluta bilanzieren muß, mit dem hochnotpeinlichen Differenzbetrag zwischen der guten und der vielleicht nur knapp vermiedenen schlechten Ewigkeit.

Ein Gaukler und Falschrechner zwischen Zeit und Ewigkeit ist Mephistopheles auch bei Thomas Mann, der seinen Doktor Faustus alias Adrian Leverkühn gerade an seiner empfindlichsten Stelle wie ein Marktschreier betört: «Zeit verkaufen wir!» Vierundzwanzig Jahre Zeitgewinn sollen es sein, die bei diesem Handel auf dem Spiel stehen. Das ist wenig genug *sub specie aeternitatis*, doch täuscht dieser Teufel seinen Geschäftspartner über die fatale Nebenabrede mit dem Versprechen hinweg, er habe ihm bei dem Handel nicht «bloß so Zeit» anzubieten, sondern eine besondere Sorte Zeit, in seinen Worten: «Große Zeit, tolle Zeit, ganz verteufelte Zeit ...». In dieser betörenden Form erscheint hier wieder die Jenseitsrechnung, für deren Zahltermin die Sanduhr bereits gestellt ist, so daß ihr feiner Sand unaufhaltsam aus dem oberen in das untere Stundenglas rinnt.<sup>4</sup>

Für eine zweite Antwort auf unsere Frage nach den Kosten der Zeit kann man sich bei der griechisch-römischen Mythologie Rat holen. Wem verdanken denn die Menschen nach deren heidnischen Auskünften ihre wertvolle Lebenszeit? Den Parzen. Es sind ihrer drei: Klotho, Lachesis und Atropos.

Klotho ist die jüngste der Parzen. Ihre Aufgabe ist es, den Lebensfaden zu spinnen. Dieser erhält die Menschen am Leben, bis eines Tages Atropos, die älteste der Parzen, den Faden abschneidet. Zwischen Klotho und Atropos ist Lachesis am Werk, die mittlere der Parzen auch an Jahren. Aber was hat sie eigentlich genau zu tun? Die Quellen geben unterschiedliche und ungenaue Auskünfte. Das ist schade, denn offenbar hat Lachesis ein Leben lang mit dem von Klotho gesponnenen Lebensfaden zu schaffen. Erst wenn sie von ihrer langen Handarbeit, Hausarbeit, Heimarbeit und anderen Dienstleistungen müde geworden ist, tritt – so nehme ich an – Atropos auf den Plan.<sup>5</sup>

Ich denke, daß uns der Mythos von den drei Parzen sehr fein und sehr

weise zu verstehen gibt, was es mit der Menschenzeit elementar auf sich hat. Ja, täten nur Klotho und Atropos ihr Werk, um die bloße Menschenzeit nach Anfang und Ende zu begrenzen, so wäre der Chronologie wohl Genüge getan. Es bliebe jedoch ungesagt und unverstanden, wie wenig die Zeit eines Menschenwesens doch wert wäre, nicht nur in seinen kindlichen Jahren, sondern auch noch in vielen späteren Situationen der Schwäche und Krankheit, wenn nicht zu seiner Fürsorge viele helfende, heilende und sonst wie sorgende Hände – Frauenhände, Männerhände – zur Stelle wären, die dieses Leben überhaupt am Leben erhalten. Hier ist offenbar, in wechselnder Gestalt, die liebenswürdige Lachesis am Werk, die an ihrer Zeit niemals spart, wenn es gilt, sie einem bedürftigen Lebewesen zukommen zu lassen. Man kann diese Zeit, die mit Geld gar nicht oder nur unzureichend zu bezahlen ist, mit leichtem Anklang an Heidegger, die Sorgezeit nennen. Es ist eine Art Zeit, die von der eigenen Zeit genommen und anderen Wesen zugeeignet wird. Manchmal gibt es dafür ein Vergelt's Gott als Dank, oft bleibt es auch nur beim Vertrauen in den sogenannten Generationenvertrag, von dem zu sagen ist, daß er in seiner Substanz ein Zeitvertrag ist, der über die Dauer eines einzelnen Menschenlebens hinaus Geltung beansprucht. Es ist ein Vertrag auf Treu und Glauben, nach dessen Bestimmungen, so wollen wir mit dem Vertrauen auf die Parzen hoffen, Zeit mit Zeit, Sorgezeit mit Sorgezeit beglichen und abgegolten wird.

Wenn man nun für eine dritte Betrachtung zu den Kosten der Zeit alle Theologie und Mythologie beiseite läßt, so kostet die Zeit, wie es scheint, rein gar nichts. Sie wird ja den Menschenkindern bei der Geburt kostenfrei in die Wiege gelegt als eine Art Grundkapital, mit dem jede Frau und jeder Mann nach Gutdünken wirtschaften kann. Zu beachten ist jedoch dabei, daß es über diesen, in seiner Quantität durchaus ungewissen Zeitbesitz hinaus für keinen Menschen einen weiteren Zuwachs an Lebenszeit, kein «Wachstum» mehr gibt, um es mit einer Beschwörungsvokabel der heutigen Ökonomen auszudrücken. Die Lebenszeit nimmt immer nur ab, nie zu. Sie ist, um es noch einmal mit einem Begriff unserer Epoche zu bezeichnen, eine «nicht erneuerbare Ressource» und hat von daher ihren einmaligen Wert.

Wer diese *conditio temporalis* von Grund auf bedenkt, so wie es der

römische Philosoph Seneca in seiner vielgelesenen Schrift «Von der Kürze des Lebens» (*De brevitae vitae*) getan hat, der wird nach dieser Lektüre leicht einsehen, daß die Zeit, weit mehr als das Geld, als die «allerwertvollste Sache der Welt» (*res omnium pretiosissima*) anzusehen ist. Mit diesem Superlativ begründet Seneca auch seine eindringliche Mahnung, mit einem so kostbaren Gut höchst sorgsam umzugehen und die Zeit keinesfalls leichtfertig an nichtige Dinge zu verschwenden.<sup>6</sup> Daraus ist schließlich, von Senecas suggestiver Metaphorik beflügelt, ein weitverbreiteter Topos der klassischen Moralistik geworden. Bei Benjamin Franklin erscheint er in seiner prägnantesten Form: Zeit ist Geld.

Es lassen sich nun diese historischen Überlegungen etwas schärfer pointiert in der Form weiterverfolgen, die sie bei Karl Marx angenommen haben, wobei es mir nicht schwer fällt, den Klassenkampf außer Betracht zu lassen. Von Karl Marx ist im öffentlichen Diskurs nicht besonders gut bekannt, daß er sich in seiner Londoner Zeit intensiv mit Fragen der Zeitökonomie und insbesondere mit den Analogien von Zeit und Geld befaßt hat. Das ist namentlich geschehen in seiner 1859 im Druck erschienenen Schrift «Zur Kritik der Politischen Ökonomie» sowie in den Vorarbeiten und Rohentwürfen zu diesem Werk aus den frühen fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen er sich auch ausdrücklich und zustimmend auf Benjamin Franklin bezieht.<sup>7</sup>

Von Franklin und einigen anderen Wortführern des ökonomischen Denkens seiner Zeit, insbesondere von John Gray, übernimmt Karl Marx in den genannten Schriften vor allem den begriffskritischen Gedanken, streng zwischen dem Wert und dem Preis einer Sache zu unterscheiden. Der Preis einer Sache ist ihr Marktwert, der sich situationsabhängig nach Angebot und Nachfrage regelt. In dieser merkantilen Perspektive ist es nur folgerichtig, daß Marx auch die Lebenszeit der Menschen, insofern diese an den modernen Wirtschaftsprozessen teilnehmen, auf ihren variablen Marktwert hin betrachtet und sie zu diesem Zweck auf die blanke Arbeitszeit reduziert. Erst in dieser reduzierten Form kann die Zeit auf dem Arbeitsmarkt gegen Geld getauscht werden, worauf dieses seinerseits wieder marktgerecht in andere Waren und Leistungen eingetauscht werden kann. Ist jedoch die Arbeitszeit erst einmal zu einem bestimmten Preis

veräußert worden, so ist ein Rücktausch in Lebenszeit ausgeschlossen. An der für Marx sehr wichtigen Zirkulation des Geldes und der Waren nimmt die Zeit also nur in Richtung Verkauf, nicht in Richtung Einkauf teil. Die Arbeiter sind immer die Anbieter und Verkäufer ihrer Zeit, die ihnen von den Besitzenden als den Zeitkäufern und Zeitverwertern grundsätzlich unter Wert abgekauft oder nach marxistischem Dogma sogar gestohlen wird. «Der Diebstahl an fremder Arbeitszeit», so Karl Marx wörtlich, ist das Marktverhalten, «worauf der jetzige Reichtum beruht». Einen Mehrwert zugunsten seiner eigenen Lebenszeit kann freilich auch der rabiateste Kapitalist aus seinem Profit nicht herauswirtschaften.

Karl Marx ist sich in den genannten Schriften im klaren darüber, daß er mit der Einführung der Lebenszeit in das Zentrum des Wirtschafts- und Arbeitsprozesses einen großen Schritt von der vorkritischen zur kritischen Nationalökonomie getan hat. In diesem Zusammenhang äußert er sogar einmal die Überzeugung, daß alle Ökonomie, wenn man sie zu Ende denkt, zu einer Ökonomie der Zeit wird. Auffälligerweise hat Marx jedoch später, als er seine Kritik der Politischen Ökonomie zur Verwendung als Teiltheorie seines «Kapitals» noch einmal stark überarbeitet hat, die Bedeutung der Zeitreflexion für das Verständnis wirtschaftlicher Prozesse wieder erheblich zurückgestuft. Er spricht nun statt von Arbeitszeit lieber von Arbeitskraft, wahrscheinlich weil ihm dieser Begriff als politisch-parteilicher Kampfbegriff besser geeignet scheint. Immerhin hat noch Georg Herwegh, als er 1864 sein «Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein» schrieb, dieses Kampflied mit der folgenden Strophe eröffnet:

Bet und arbeit! ruft die Welt,  
 Bete kurz! denn Zeit ist Geld.  
 An die Türe pocht die Not –  
 Bete kurz! denn Zeit ist Brot.

Ein halbes Jahrhundert später klingt die Klage ganz anders und doch irgendwie gleich. Man vergleiche mit dem Gedicht «Der Arbeitsmann» von Richard Dehmel. Dessen erste Strophe lautet:

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,  
 Mein Weib!  
 Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,

Und haben die Sonne und Regen und Wind.  
 Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,  
 Um so frei zu sein, wie die Vögel sind:  
 Nur Zeit!

Die materiellen Grundbedürfnisse scheinen in dieser Arbeiterfamilie befriedigt zu sein. Aber die Zeitnot ist die gleiche geblieben.<sup>8</sup>

Trotz dieser flankierenden Befunde hat der Marxismus seinen Weg durch die Geschichte, wie man weiß, ohne eine zentrale Berücksichtigung des Zeitdenkens gemacht. Und auch die nichtmarxistische Wirtschaftswissenschaft hat sich auf ihren von Nobelpreisen gepflasterten Wegen nur selten mit der Frage geplagt, welche Rolle eigentlich im Wirtschaftsprozess die Arbeitszeit als Lebenszeit spielt oder spielen könnte. Als Zeugen für diese Reflexionslücke will ich den französischen Ökonomen Jacques Sapir aufrufen, der in einem Buch aus dem Jahr 2000 bei den Wirtschaftstheoretikern seiner Zeit an erster Stelle das Fehlen eines kritischen Zeitbewußtseins beklagt hat.<sup>9</sup>

Dieses schwarze Loch in den dominanten ökonomischen Theorien der Gegenwart macht sich, wie mir scheint, heutzutage um so spürbarer bemerkbar, als die Praxis des Wirtschaftslebens, besonders bei Tarifverhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, längst mit wachsender Evidenz der Einsicht Raum gegeben hat, daß sich in der Wirtschaft bei weitem nicht alle Probleme mit Geld lösen lassen. Nicht nur die Arbeitskraft, sondern auch die mehr oder weniger sensibel als Lebenszeit behandelte Arbeitszeit ist längst ein Wirtschaftsfaktor ersten Ranges geworden, für Frauen übrigens noch mehr als für Männer.

Es scheint, daß in dieser Hinsicht die Literaten bisweilen die besseren Gesellschaftstheoretiker sind, auch wenn sie nicht immer mit so strenger Miene daherkommen. Diesen Eindruck wenigstens erweckt auf mich ein nicht unbekannter Autor, der im Jahre 1963 für die vom Deutschen Gewerkschaftsbund herausgegebene Wochenschrift «Welt der Arbeit» einen kurzen Prosatext geschrieben hat, von dem zu sagen ist, daß er sich leichtgewichtiger gibt, als er tatsächlich ist. Der gemeinte Autor ist Heinrich Böll. Der Titel seines Beitrags für die Gewerkschaftszeitung lautet: «Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral»:<sup>10</sup>

Die Szene spielt in einem westfranzösischen Fischerhafen, in den ein

deutscher Tourist auf der Suche nach pittoresken Photomotiven geraten ist. Ein Fischer, der dort müßig in der Sonne liegt, erregt sein Erstaunen und Mißfallen. Der Mann hat am Morgen einen guten Fang gemacht, warum fährt er dann nicht noch einmal aus? So fängt der Tourist, der Landessprache mächtig, mit dem Fischer ein Gespräch an, in das wir kurz hineinhören wollen:

«Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen», sagt er, «aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drittes, vielleicht ein viertes Mal aus und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen ... stellen Sie sich das mal vor.»

Der Fischer nickt.

«Sie würden», fährt der Tourist fort, «nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?»

Der Fischer schüttelt den Kopf.

«Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden ...», die Begeisterung vers schlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, «Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisung geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann ...», wieder vers schlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. «Und dann», sagt er, aber wieder vers schlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopf ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. «Was dann?» fragt er leise.

«Dann», sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, «dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen und auf das herrliche Meer blicken.»

«Aber das tu ich ja jetzt schon», sagt der Fischer, «ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört.» (...)

Zur Illustration dieser kleinen Geschichte von Heinrich Böll, die ich jedoch statt einer Anekdote lieber eine Parabel nennen möchte, kann man sich erinnern, daß Böll im gleichen Jahr 1963 einen kleinen Essay geschrieben hat unter dem für Schriftsteller wie für Verleger gleichermaßen



belangvollen Titel «Vom Mehrwert des bedruckten Papiers».<sup>11</sup> Dieser Essay beginnt mit dem Satz: «Manchmal frage ich mich, warum die Volkswirte so selten, oder fast gar nicht, die nationalökonomische Seite der Literatur einmal genau unter die Lupe nehmen.» Nun, genau darin wollen wir Heinrich Böll hier zuarbeiten, indem wir nun seine Parabel in aller Kürze ökonomisch oder genauer gesagt zeitökonomisch interpretieren.

Auf Ökonomie ist tatsächlich diese Geschichte angelegt. Denn der Dialog, der sich zwischen dem Fischer und dem Touristen abspielt, ist zugleich ein kleiner, mit rheinischem Humor und Böllschem Witz inszenierter Traktat über den rechten Gebrauch der Lebenszeit im Wettlauf mit dem Geld und der Geldwirtschaft. Der Tourist – *nostra res agitur* – kann sich die Nutzung der Zeit gar nicht anders vorstellen als nach den hektischen Maßen seiner Arbeitswelt, mit Wachstum und wirtschaftlichem Erfolg als den Leitvorstellungen eines glücklichen Lebens. So steigert er sich in eine leidenschaftliche Zeitpredigt hinein mit dem Ziel, auch den Fischer im Hafen zu höherer Leistung und zu einer aufs äußerste optimierten Zeitverwertung anzukurbeln. Der Tirade des Touristen bleibt jedoch der Erfolg versagt. Der Fischer hört sich die überbordende Rede des Touristen gleichmütig an, bis sich dessen enthusiastische Vision einmal ganz im Kreis gedreht hat und genau wieder an jenem Ruhepunkt angelangt ist, den der Fischer auch ohne die nutzlose Zeitspirale längst erreicht hat. Es zeigt sich am Ende dieser Parabel, daß die Zeitökonomie des Fischers der Geldökonomie des Touristen weit überlegen ist, da es letzten Endes keinen Mehrwert zu erwirtschaften gibt, der über den einfachen Wert einer vernünftig gelebten Lebenszeit hinausgeht.

Wenn also nun der Böllsche Disput zwischen dem Fischer und dem Touristen, sachlich ausgedrückt zwischen Zeit-Ökonomie und Geld-Ökonomie, mit einem klaren Sympathiesieg des Fischers ausgeht, so bleibt jenseits dieser Geschichte die Frage noch offen, ob es nicht außer der Zeit und dem Geld (und dem Grundbesitz, von dem hier nicht die Rede sein soll) noch weitere Währungen gibt, die in der Welt Kurs haben und bei verschiedenen Menschen unterschiedlich zu Buche schlagen. Denn nicht alle Zeitgenossen, die ihre Lebenszeit zu Markte tragen, tun dies um des Geldes willen, zumal dann nicht, wenn ihre elementaren Bedürfnisse mit dem als Arbeitslohn eingehandelten Tauschmittel Geld bereits befriedigt sind.

Dann kommt mehr und mehr eine andere Währung zum Tragen, deren symbolische Grundeinheit die private oder öffentliche Beachtung ist, die wir mit Pierre Bourdieu und Georg Franck auf die Währungsfunktion der Aufmerksamkeit zurückführen wollen.<sup>12</sup> Bei dieser Währung kommt es darauf an, von der Öffentlichkeit beachtet, geachtet, zumindest aber bemerkt zu werden, weshalb wir sie vielleicht verknüpft ausgedrückt die Merkwährung nennen können. Auch diese Währung bezeichnet im psychischen Haushalt der Menschen eine begrenzte Ressource, mit der ökonomisch umgegangen werden muß. Und so hat sie auf dem Markt, den Thackeray etwas überpointiert den «Jahrmarkt der Eitelkeiten» (*Vanity Fair*) genannt hat, gleichfalls ihre Preise, die sich marktgerecht nach Angebot und Nachfrage einpendeln. Im historischen Vokabular erscheint diese Währung häufig auch unter anderen Namen und in unterschiedlicher Beleuchtung, zum Beispiel als Ansehen, Geltung, Respekt, Ehre, Ruhm, Prominenz, Reputation oder Renommee. In der theoretischen Ökonomie ist diese Währung jedoch kaum besser repräsentiert als die Zeitwährung, mit der sie im übrigen nicht wenige Merkmale gemeinsam hat, so daß die Aufmerksamkeit im Geben ebenso wie im Empfangen als eine durch Fokussierung konzentrierte Zeit aufgefaßt werden kann.

Habe ich nun wohl alle wichtigen Währungen genannt, soweit sie mit der Zeitwährung zusammenwirken oder mit ihr in Konkurrenz stehen? Das wäre sicher zu viel gesagt. Ich bin zum Beispiel der Ansicht, daß mindestens noch für die Welt des Geistes, insbesondere für Kunst und Wissenschaft und namentlich für die Literatur, eigene Zeitkostenrechnungen aufzustellen sind. So ähnlich hat es ja auch schon Heinrich Böll gesehen, wenn er in dem vorhin kurz erwähnten Aufsatz in heiter-melancholischer Verkleidung den Mehrwert des literarisch bedruckten Papiers geld- und zeitökonomisch nachrechnet. Wie setzt er nun in dieser Werkwährung, wenn ich es noch einmal mit einem solcherart verknüpften Begriff ausdrücken darf, den Marktwert des Geistes und den Preis der Phantasie an? Er berücksichtigt sie gar nicht, denn – so seine Begründung – «die werden immer verschenkt, und es gehört zu ihrer Natur, verschenkt zu werden». Ja, das mag wohl für die Ökonomie des Geldes annähernd so stimmen, wie Heinrich Böll es hier ausgedrückt hat. Für die Ökonomie der Zeit möchte ich jedoch darauf bestehen, daß es in ihr eine genuine Form der Bezahlung gibt, bei der auch Autoren, sie seien pekuniär gut

oder schlecht honoriert, die zeitlichen Konditionen ihrer Kunst und ihrer Werke wiedererkennen können.

Dafür nun noch ein Zeugnis aus der Feder von Thomas Mann. Es steht am Anfang seines Essays «Meerfahrt mit Don Quijote» und ist entstanden im Jahre 1934, als Thomas Mann, damals schon im Exil in der Schweiz, zusammen mit Frau Katia auf einem holländischen Passagierdampfer seine Jungfernfahrt über den Atlantik angetreten hat.<sup>13</sup> Auf dieser Seereise hat der Autor als Reiselektüre die zwei Bände des von ihm bisher mehr aus der Ferne bewunderten Romans «Don Quijote» des Spaniers Miguel de Cervantes mitgenommen, und er begründet seine Wahl wie folgt:

Die Meinung ist weitverbreitet, was man auf Reisen lese, müsse vom Leichtesten und Seichtesten sein, dummes Zeug, daß «die Zeit vertreibe». Ich habe das niemals verstanden. Denn abgesehen davon, daß sogenannte Unterhaltungslektüre zweifellos die langweiligste auf Erden ist, will mir nicht eingehen, warum man gerade bei so festlich-ernster Gelegenheit, wie eine Reise sie darstellt, unter seine geistigen Gewohnheiten hinabgehen und sich aufs Alberne verlegen sollte. Ist etwa durch die enthobene und gespannte Lebenslage des Reisens eine Seelen- und Nervenverfassung geschaffen, in der das Alberne weniger anwidert als gewöhnlich? Ich schrieb vorhin vom Respekt. Da ich Achtung habe vor unserem Unternehmen, ist es recht und angemessen, daß ich auch die Lektüre achte, die es begleiten soll. Der «Don Quijote» ist ein Weltbuch, – für eine Weltreise ist das gerade das Rechte. Es war ein kühnes Abenteuer, ihn zu schreiben, und das rezeptive Abenteuer, das es bedeutet, ihn zu lesen, ist den Umständen ebenbürtig. Befremdlicherweise habe ich die Lesung noch nie systematisch zu Ende geführt. Ich will es tun an Bord und mit diesem Meer von Erzählung zu Rande kommen, wie wir zu Rande kommen werden binnen zehn Tagen mit dem Atlantischen Ozean.

Thomas Manns Essay, aus dem ich hier diesen Abschnitt vom Anfang des Textes zitiert habe, scheint mir insgesamt – wie der Autor selber zu sagen liebte – ein «buchenswertes» Stück Literatur zu sein. Die Sprache dieser Prosa fließt ruhig und bedächtig dahin, wie sie wohl zu der «sachlichen Würde der Langsamkeit» paßt, die der Autor an anderer Stelle seines Essays für sich und die Literatur reklamiert. So hat es ihm auch nicht mißfallen, daß die Seereise von Boulogne-sur-Mer bis New York so lange dauern sollte. Auf eine möglichst lange Dauer, mindestens zehn Tage, war die Reise von vornherein angelegt, gerade weil in sie die lange Lesezeit eingerechnet war, die dieser Roman verdient, weil er in Thomas Manns Worten ein «Weltbuch» ist und ein ganzes «Meer von Erzählung» mit sich bringt.

Ein solcher Roman ist zum Glück seiner Leser aus der bewegten Erfahrungs- und Erfindungswelt seines Autors bis zum Rand mit hochverdichteter Lebenszeit angefüllt, so daß auch sein Leser Thomas Mann – mit der Vermittlung durch den Verleger als umsichtigen Zeitmakler – an dichtester Lesezeit nicht sparen darf, wenn er sich diese generöse Zeitgabe aneignen, sie seiner eigenen Lebenszeit einverleiben will. Das ist, wie mir scheint, eine Form des verdichteten Zeittransfers, wie es ihn ohne das Medium der Literatur auf dieser Welt nicht gäbe. Ich weiß jedoch nicht genau und will es auch so genau nicht wissen, wie diese wunderbare Zeitvermehrung etwa psycho-physiologisch erklärbar ist. Wahrscheinlich gehört, um es noch einmal mit den Faust-Autoren Goethe und Thomas Mann auszudrücken, wieder eine gehörige Portion Hexenkram und Zauberei dazu. Wie dem auch sei, es geschieht jedenfalls auf jenem holländischen Dampfer irgendwo zwischen Europa und Nordamerika, daß ein großer Bestand an intensiv gelebter und insofern verdichteter Zeit mit gebotener Langsamkeit von einem genialen Autor zu einem begnadeten Leser wandert, so daß dieses Plus an Zeit, wenn ich es *summa summarum* noch einmal nüchtern-merkantil ausdrücken darf, dem Zeitkonto dieses Lesers gewissermaßen «allochronisch» gutgeschrieben werden kann, mit reichem Gewinn für Geist und Seele.